

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 19

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

Ums Leben.

Roman von Franz Wichmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Antlitz des jungen Mädchens prägte sich schreckhaftes Erstaunen aus. „Wie, — so waren auch Sie —“
„Wenige Tage nach Marijas Fortführung verhaftete man auch mich. Mein Verkehr mit dem jungen Mädchen, dem so schreckliche Dinge nachgesagt wurden, mich verdächtig gemacht. Ich sollte von dem Treiben wissen, die ihre Freunde gewesen, Kenntnis gehabt und Schriftstücke gewußt haben, die man in Marijas Wohnung fand.“
„Sie konnten Sie doch mit gutem Gewissen leugnen.“
„Ganz. Sie wissen ja, daß ich unmittelbar vor der Kata-

mich der Gendarm vor sich durch den Gang. Durch einen vieredigen Hof ging es, auf den die Zellenfenster der hohen Gebäude mündeten, die ihn auf allen Seiten umgaben.

Dann wurde ein enger, langer Korridor betreten, in dessen Mitte wir plötzlich nicht weiter konnten.

Vor einer der hier mündenden Zellentüren drängten sich aufgeregte Wärter, Gendarmen und Beamte.

„Was gibt es da?“ fragte der eben hinzukommende Festungskommandant.

Man sah sich verlegen an und suchte auszuweichen.

„Es ist wegen der Nummer sechsundsiebzig.“

„Was ist damit?“

„Ich habe sie tot gefunden“, bekannte der Wächter.

„Tot, — auf natürliche Weise?“

„Sie scheint sich das Leben genommen zu haben.“

Der Kommandant aber drängte die im Weg Stehenden zurück und riß die Tür weit auf. In offenbarem Entsetzen blieb er an der Schwelle stehen. Mir selbst aber drohten die Knie zu versagen. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einer Ohnmacht kämpfte. — Aber durch den grauen Nebel, der sich vor meine Augen legte, sah ich doch mit gräßlicher Deutlichkeit das Bild, das selbst die abgestumpften Schergen zu rühren schienen. —

Auf den kal-



Der Zug eines deutschen Regiments auf dem französischen Kriegsschauplatz.

Die nach den gegnerischen Stellungen zu liegende Hausfront ist durch Sandbälle gegen Granatfeuer geschützt. Phot. W. Braemer.

ten Steinfließen des Fußbodens eingetreten lag, das marmorblassige Gesicht nach oben, steif und regungslos der früher so blühende Leib Marijas. Die Lippen waren blau, die Augen hervorgetreten und verglast, während ein letzter ingrimmiger Zorn die kleinen Hände zu drohenden Fäusten geballt zu haben schien.

aber ehrte seinen Schmerz. Sie fragte nicht, bis er die er, aufschluchzend unter der Erinnerung, vor das Ge-
lagen, wieder zurückzog und unaufgefordert fortfuhr:
den kalten Mauern meiner Zelle sollte ich am Morgen
geführt werden. Mit Handschellen versichert, trieb

Das grelle, kalte Licht des sonnigen Wintertages fiel scharf und schneidend durch das eiserne Gitterfenster. Dort aber, wo es das reiche, mattgoldene Lockenhaar der Toten traf, nahm es einen mystisch weichen Glanz an, als wollte es wie ein Heiligenschein die bleiche Stirn der Märtyrerin umweben.

Während ich, erstarrt vor Schmerz und Grauen, da stand, schlugen nur traumhaft und fern wie aus einer anderen Welt die in nächster Nähe gewechselten Worte an mein Ohr: „Wann ist das passiert?“

Die zaghafte Stimme eines Wärters gab dem Kommandanten Auskunft: „Vor einer Stunde hab' ich noch durch das Fenster gesehen. Da saß sie auf der Pritsche und sang ganz lustig. Gerade als ob sie sich Mut machen wollte.“

„Wer hat zuvor mit ihr gesprochen?“

„Der Stodmeister, Erzelenz.“

„Wißt Ihr, was?“

Der Wärter grinst. „Ich glaube, er hat ihr Angst gemacht.“

Die Stirn des Kommandanten fürchte sich. „Mit der Knete? Ihr wißt, daß das verboten ist.“

Der Wärter verbogte sich demütig. „Es geschieht nichts gegen das Gesetz. Bei der Bordonoff sind auch nur Kutten verwendet worden.“

„Und damit hat der Stodmeister auch hier gedroht? Habt Ihr das gehört?“

„Nur, daß man ihr ein wenig die Sohlen kühlen werde.“

Das Weitere verstand ich nicht. Der Gerbarm, den der Aufenthalt ärgerte, ließ mich mit dem Gewehrkolben vorwärts.

Nur der Widerhall von den steinernen Wänden des langen Ganges trug noch die zornig scheltenden Worte des Kommandanten zu mir.

„Ein Gel seid Ihr, Petrowitsch, daß Ihr nicht besser achtgegeben. Der Mensch geht nicht so ohne weiteres aus dem Leben. Das sieht man ihm am Gesichte an. Der Generalpräsekt wird wüten. Er hätte ihr Geständnis gebraucht. Aber ich werd's ihm melden. Der Teufel hole den ungeschickten Stodmeister und Euch!“

Der Erzähler schwieg erschüttert. Seine Hörerin aber, deren Wangen ganz blaß geworden waren, schien nur einen Gedanken zu haben.

„Und an Ihnen haben sich jene abscheulichen Hentersknechte nicht vergriffen?“ bebt es von ihren Lippen.

Wladimir schüttelte den Kopf. „Marja war nicht umsonst gestorben. Das Geheimnis, das sie mit ins Grab genommen, gab mir nach wenigen Tagen die Freiheit wieder, da ja der Beweis für meine Schuld, für meine Mitwisserschaft fehlte.“

Ada faltete unwillkürlich die Hände, als wollte sie dem Himmel danken für etwas, was schon vor Jahren geschehen. Es war, als höbe ein Seufzer der Erleichterung ihre Brust. „Und die andern?“

„Gantulsta und Rasputin meinen Sie? Man hat sie nach Sibirien verbannt. Aber auch sie verdanken ihr Leben Marjas Opfertod. Hätte sie gestanden, was sie wußte, so wäre der Tod am Galgen ihr Los gewesen.“

„Die Arme, Edle — Unglückliche!“ Ada Genetius erhob sich plötzlich und trat auf den jungen Russen, der ihr gegenüberge-

saßen, zu. „Nein — was sage ich. Wie viel mehr müssen Sie gelitten haben als die Tote, Sie, der Sie einen ewig unerseßlichen Verlust erlitten!“

Der fremde Schmerz, den sie voll zu würdigen verstand, ließ sie den der eigenen Enttäuschung vergessen. Wer solch eine erste Liebe genossen, der brauchte Jahre, um für eine zweite reif zu werden. Sie durfte ihm nicht zürnen, wenn er ihre Reizung nicht erwiderte. Was war denn sie gegen Marja — was hatte sie ertragen, erduldet, welche Probe bestanden, die sie seiner würdig machte. Es war das liebende Weib im edelsten, reinsten Sinne, was sich in diesem Augenblick in ihr verkörperte, das Weib, das kein anderes Bestreben hatte, als den, der sie verschmähte, zu trösten, ihm den Schmerz seiner wehen Erinnerung zu lindern.

In dumpfem Schmerz versunken saß Leidunow noch immer da. Erst als sie ihre weiche Hand sanft und tröstend auf die seine legte, erwachte er.

„Fräulein Ada, begreifen Sie nun, daß es mir ist, als hätte sie meine Seele mit sich in eine andere Welt genommen, als müßte ich ihr gehören auch über das Grab hinaus?“

„Ich fühlte es längst, daß Sie etwas auf dem Herzen hatten, was Sie niemand anvertrauen mochten. Außer mir. Und dafür danke ich Ihnen. Ein Freund, ein Bruder sollen Sie mir sein. Aber nun lassen Sie sich auch auf, seien Sie ein Mann. Das Leben darf nicht im Baune des Todes verkrüppeln. Es hat doch Pflichten, Aufgaben für jeden.“

„Aufgaben — ja. Ohne die wäre ich Marja längst gefolgt.“

Alles, was nach ihrem Tode geschehen, stand wieder vor seinem Geiste. Nur der Gedanke, die Unglückliche zu rächen, hatte ihn damals aufrecht erhalten. Denen, die er vorher ge-

mieden, hatte man ihn selbst in die Arme getrieben.

listischen Verschwörer waren fortan seine besten Freunde. Mit Freude hatten sie den verzweifelden, von Wille verlangen erfüllten jungen Mann in ihre Reihen aufgenommen. Solche Leute paßten für ihre Zwecke, Rasende, die gegen alles Bestehende jederzeit bereit waren, ihr Leben zu opfern. Auf der Liste der Totgeweihten waren ihnen längst Gortschenko. Aber zweimal schon war er mißlungen und hatte nur neue Opfer an Leben gekostet. Die letzten Vorgänge in der Peter-Pauls-Kirche spornen zu einem letzten Versuche, so schwer es auch Verhafteten beizukommen.

Die Zwölfe, an denen die Reihe war, lösten. Ada traf einen Feigen, der nicht hielt, was er versprochen. Ausführung der Tat verlor er den Mut. Eines Morgens man seine Leiche aus der Newa. Sicher, dem Gericht der Toten zu verfallen, hatte er vorgezogen, Selbstmord zu begehen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, ihm überlassen bleiben sollte, die Rache zu vollziehen. Gelegenheit wollte nicht kommen. Immer wieder widrige Umstände und unberechenbare Zufälle die bis endlich der Generalpräsekt für längere Zeit nach

Fast auf dem Fuße folgte ihm der Rächer, der Zeit gekommen glaubte. Nun aber waren schon viele vergangen, ohne daß er sein Ziel erreicht hatte.

Ada hatte die Worte, die der Russe halblaut gesprochen, nicht verstanden. „Sie sollten nicht immer Marja denken“, begann sie von neuem.

In seinen Augen loderte ein düsteres Feuer. „Du Mörder, meinen Sie.“ Er sah nicht, wie sie erschauern ihren schlanken Körper überließ. Gewalttätig schloß sich die Unruhe, die sie ergriffen, zu verbergen.

„Sie glauben also, daß eine bestimmte Person das Unglückliche verschuldete?“

„Niemand als der Generalpräsekt. Diesen Ausnahmefall hatte er nicht gewollt, denn er brachte ihn um das Geständnis. Die Drohung, der Befehl, die Gefangene nicht von niemand anderem ausgehen zu lassen, und ja, was die Arme in den Tod getrieben.“

„Der Generalpräsekt —“ sahm Ada. — „Wie war sein Name?“

„Gortschenko.“

„Der selbe also, der zurzeit in unserer Stadt weilte?“

„Aufs höchste betroffen starrte Wladimir das Gesicht.“

„Wie, Sie wissen?“

„Ich las in der Zeitung davon. Wie muß dem Schicksal mite sein.“

„Er lacht der Opfer, mit denen er sich den Weg zum Reichthum gepflastert hat“, knirschte Leidunow ingrimmig.

„Ich denke mir nur, er kann keine ruhige Stunde haben.“

Wladimir hatte plötzlich ein dunkles, unbehagliches Gefühl. Er las in ihren Augen, daß sie mit einem andern Gedanken mehr wußte, als sie sagte. Sollte sie allein in der Stadt sein Geheimnis erraten und ihn nur darum gelockt haben?

Wie gerne hätte er ihr alles anvertraut. Aber er konnte nicht sprechen. Ein feierlicher Schwur band ihn wie ein Band.

„Gott wird ihn schon richten“, sagte er dumpf.

„Wenn es nicht Menschen tun und —“

Ada Genetius sprach den Gedanken nicht aus, sich, erschrocken zusammenfahrend, um. „Wir sind allein“, schloß sie flüsternd, „ein Fremder —“

Im selben Augenblick schnellte Wladimir auf. „Hier — und ausgerüstet mit allem Handwerkszeug —“

Sofort war ihm alles klar. Nicht zufällig war er gekommen. Wahrscheinlich hatte er seine Rache abgesehen. Nunmehr der neuen Spur nach. Aber der nächsten Tage hatte er ganz die Begeisterung des Jünglings verloren. Adas Schönheit vergaß. Aber hier mußte er sie sehen haben, und gerade hier suchte er sie darum.

Meroleff schien übrigens nicht wenig verblüfft, gewissermaßen hier zu finden, und er machte ein Gesicht, als hätte er schon wieder zu spät gekommen zu sein.

„Ja, ja —“ stotterte er, „habe schon vor ein paar Tagen malerischen Winkel hier entdeckt und möchte auch ein wenig etwas Nächstes schaffen. Aber wenn ich störe —“

„O bitte“, Wladimir, der sah, daß Ada seinen Interesse und offeneren Neugier betrachtete, hielt inne. „Du wirst doch nicht ausreißten wollen?“

„Junge Dame ist wohl eine Bekannte?“ fragte der Maler. — „Mein Onkel, Herr Maler Meroleff — Fräulein Genetius.“

Das Gesicht strahlte vor Vergnügen. Handelte es sich nur um die Theaterbekanntschaft Wladimirs, so war wohl noch nichts, und er hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit dem Mädchen eine liebenswürdige Unterhaltung zu beginnen. „Kollegin vom Pintel?“ scherzte er. „Freut mich doppelt, von Fach zu treffen.“

„Sie überschätzen mich, Herr Meroleff.“

„Vergnügen, bin nur Dilettantin.“

„Mit feinstem künstlerischem Geschmack!“ Bewundernd sah er das unvollendete Bild. „Die Wahl dieses prächtig gewählten Motivs beweist es.“

„Wohl auch Sie hithergezogen hat.“

„Nunnen gnädiges Fräulein denken. Würde es niemals in Ihr Begehe einzudringen. Auch weiß ich mir einen schöneren Gegenstand.“

„Kunstengruppe da drüben?“

„Schüttelte lächelnd den Kopf.“

„Das Christusbild am Kreuzweg auf der Wiese“, riet er.

„Sie können es eben nicht sehen.“

„Sie es selber sind.“

„Werde ganz rot. „Nicht möchten Sie malen?“

„Ihre das höchste Glück für mich.“

„Nichts übereilen“, meinte das Mädchen mit leisem Lächeln, „denke, das Motiv müßten Sie schon noch etwas gewöhnlicher, ehe Sie an die Arbeit gehen.“

„Verbeugte sich mit seiner ganzen gewinnenden Liebenswürdigkeit.“

„Gnädiges Fräulein mir solche Studien gestatten wollten, mein Glück nur noch vergrößern.“

„Lächelte über die unerwartete galante Wendung lachen, mir, der sich bisher schweigend beiseite gehalten, nicht, daß sie augenscheinlich an dem Geplauder des Malers gefallen fand.“

„Dürfte es aber doch wohl zu allen weiteren Studien“, meinte er sich etwas gereizt ein und wies auf den tiefen Stand der Sonne.

„Eben noch lachendes Gesicht beschattete sich. Es war, der dunkle Ernst des Lebens ihre kindliche Freude mit sich gestreift. „Sie haben recht — es ist Zeit, den Heimweg zu nehmen.“

„Schloß fogar, falls Sie noch das Theater besuchen wollen.“

„Heute nicht — erst morgen.“

„Hörte auf. „Was gibt man da?“

„Tannhäuser.“

„Maler, der kürzlich nicht das geringste Interesse für das Theater hatte, schien sich plötzlich gewandelt zu haben. „Den glich auch sehen. — Ja, ja, es ist wirklich mein Ernst“, setzte Wladimir verwundert fragenden Blick hinzu. „Könntest du ein Billett besorgen?“

„Du es nicht selbst kauft“, zögerte Leidunow mit nicht geringer Bereitwilligkeit.

„Gut. Man müßte doch vormittags an die Kasse gehen um die Zeit.“

„Du wohl noch im Bett?“

„Nein, nicht, aber ich habe einem Kollegen, den ich unlängst kennen lernte, versprochen, mit ihm im Ratskeller zu frühstücken.“

„Aber, doch vielsagendes Lächeln umspielte Leidunows Gesicht. Wahrscheinlich handelte es sich um die Nähe oder eine Bekanntschaft seines vielseitigen Freundes, doch er schloß das Gegenwärtige keine Anspielung machen. Wollte er nach den heutigen Beobachtungen mehr als zuvor die Pflicht hielt, vor Wladimir warnen, so mußte es heimlich und in geeigneter Gelegenheit geschehen.

„Nun, wenn ich dir einen Dienst damit leisten kann —“

„Ich bin dir sehr verbunden. Und wann darf ich mir die Mühe machen.“

„Um fünf und sechs Uhr. Wir können ja zusammen gehen.“

„Sagte, alles ausverkauft“, meinte achselzuckend der Kassier, „morgen am nächsten Vormittag einen Parkettstich für seinen Platz.“

„Ein Platz ist mehr zu haben.“

„Der „Tannhäuser“ hatte das fast erwartet. Der „Tannhäuser“ machte die Häuser. Und eigentlich war es ihm recht. Wladimir hatte nur Wladimir wegen ins Theater, und wenn es auch un-

wahrscheinlich war, daß er in ihre Nähe zu sitzen kam, so konnte er sie immerhin während der Pause im Foyer treffen. Seit gestern aber war es ihm, als ob er über das schöne Mädchen zu wachen habe und ein allzuhäufiges Zusammensein der beiden zu ihrem eigenen Besten verhindern müsse.

Schon im Begriffe, das Theatergebäude zu verlassen, blieb er noch einmal stehen. Ein Wortwechsel hatte seine Aufmerksamkeit erregt.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ rief der Kassier unwillig. „Sie hören doch, daß es keinen Platz mehr gibt.“

Der Dienstmann wollte nicht weichen. „Der Herr, der mir den Auftrag gegeben, muß es doch wissen. Das Billett ist ja schon am Montag bestellt.“

„Bestellt? Warum haben Sie das nicht gleich gesagt. Das kann man doch nicht raten. Wer schickt Sie denn?“

„Die Exzellenz.“

„Exzellenz? Den Namen, bitte.“ Der Kassier wurde plötzlich höflich.

„Der Herr Generalpräsekt.“

„Gortschenko? Der Russe. Freilich — dann ist ja alles in Ordnung. Die Karte wurde telephonisch bestellt. Hier, bitte.“

„Endlich!“ Der Atemzug, der Wladimirs Brust hob, war so tief und stark, als ob er sie zer Sprengen wollte. Jetzt war der Tag der Abrechnung gekommen. Kein Entkommen gab es mehr. Nur noch nach wenigen Stunden zählte Gortschenkos Leben — und Marja war gerächt! Was nachher kommen mochte, es war ihm gleich, gleich wie das, was sich zuvor noch ereignete. Wie ein Traum erschien ihm alles, was er die letzten Tage erlebt. Ein Nebel und Dunst, in Nichts zerfließend. Was galt ihm noch Wladimir Genetius. Was Wladimir Meroleff. Mochten sie glücklich werden oder blind in ein selbstgewolltes Schicksal rennen. Vor ihm stand Marja — mit den dunklen, sehrenden Augen und wartete ihres Rächers.

In fiebrhafter Unruhe verrannen ihm die Stunden des Tages. Jetzt mochte Wladimir draußen in den Praterauen sitzen, ihre Farbenskizze auf den Knien, und Wladimir an ihrer Seite stehen und plaudern. Was kümmerte es ihn. Er hatte keine Zeit mehr für sie, er hatte Wichtigeres zu tun. Stundenlang putzte er an seinem Revolver, untersuchte jede einzelne Patrone und ölte sie sorgfältig ein, ehe er sie in die Kurbel schob. Wie schon seit Stunden murmelte er auch dabei etwas vor sich hin. Immer die gleichen Worte aus Schillers „Wilhelm Tell“. Unlängst von der Bühne herab hatten sie sich in seine Seele gefallt. Wie eiserne Klammern hielten sie all sein Sinnen und Denken umschlossen:

„Ein jeder geht an sein Geschäft. — Und meines ist der Mord!“

Ein Klopfen an der Tür schreckte ihn auf. Schnell schob er den scharf geladenen Revolver in die Tasche seines schwarzen Gehrockes, den er bereits für den Theaterbesuch angelegt. Eleganter als sonst hatte er Toilette gemacht. Marias Andenken galt es ja. Und heute war ein Festtag — ein Totenfest.

Durch die Türpalte schob sich ein kraushaariger Kopf. „Darf ich eintreten, gnäd' Herr?“

„Kommt nur herein, Pepi.“

„Haben 'S was zu schaffen für mich?“

„Nicht viel. Nur das Gewöhnliche. Ihr wißt ja.“

„Die Kleider putzen, gnäd' Herr?“

„Hab sie heute schon an. Aber noch etwas. Deinen Lohn will ich dir zahlen.“

Der Burische machte ein verdunkeltes Gesicht. „Aber ist doch erst übermorgen der Letzte.“

„Gleichviel. Heute hab ich Geld. Wer weiß — ob ich in den nächsten Tagen in der Lage bin.“

Pepi Kantioler grinste, während sein Blick im Zimmer umherglitt und die an dem Haken aufgehängten Kleider seines Herrn prüfend überflog.

„Wie's dem gnädigen Herrn beliebt.“

„Und dann noch etwas, Pepi.“

„Der gnäd' Herr befehlen?“

„Vom ersten ab seid Ihr wieder frei.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie Heinze sein eisernes Kreuz verdiente.

Kriegsstimme von Hermann Dreßler, Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

Nicht mir mal das Kissen hinterm Rücken zurecht, Jungs, dann will ich euch vom 20. August erzählen. Mein Bein stumpf da erinnert mich heute ohnedies an jenen blutigen Tag.

Ihr könnt euch entsinnen, was der August für Tage brachte. Der zwanzigste machte keine Ausnahme davon. Die Sonne ging strahlend hinter den Höhen von Metz auf.

Ich hatte die Nacht auf Posten gestanden. Es war eine verheißungsvolle Nacht. Aller Augenblicke fielen in unmittelbarer Nähe Schüsse. Zweimal rollte das Knattern von Motoren über uns

durch die Luft. Die Scheinwerfer unseres Regimentes bligten auf. Französische Flieger. — Einen schossen wir herab. — Meine Kameraden schliefen noch. Die dritte Nacht an der Erde, Torhäuser unterm Kopf. Was würde der heutige Tag bringen?

„Blut!“ sagte mein Kamerad Jan Clüver und deutete nach dem blutigen Morgenhimmel.

„Du bist ein Spötenfischer!“ sagte ich.

Im selben Augenblicke kam auch schon der Befehl zum Auftreten. Die Hornsignale fuhren gellend durch den Traum der Schläfer und vertriehen die friedlichen Heimatbilder. Fünf Minuten später ging es in geschlossenem Tritt ostwärts.

Vor uns lag eine weite Ebene, auf der sich nur am äußersten Horizonte einige Bodenwellen zu erheben schienen. — Unser Hauptmann sprenkte an der Front entlang: „Morgen, Kinder!“

„Morgen, Herr Hauptmann!“

„Gibt vielleicht heiße Arbeit heute!“

Zwanzig Minuten später hörten wir in der Ferne fast ununterbrochen Kanonenschüsse.

Wieder nach zwanzig Minuten unterschieden wir in kurzen Zwischenräumen das helle Knattern von Gewehrhalben und das teuflische Medern der Maschinengewehre.

In der klaren Morgenluft schwammen kleine weiße Wölkchen mit langen strähnigen Rauchfaden.

„Französische Granaten!“ sagte einer.

Wir hatten bis dahin Wize gerissen, jetzt wurde mit einem Male alles still. — Clüver drängte sich an mich ran.

„Du, Henze, wenn ich — du weißt...“

„Na ja, und was dann?“

„Dann bringe meiner Trinka die letzten Grüße!“

„Ja, wenn ich es selbst noch kann!“

Wir schüttelten uns die Hände, herzlich, stumm. Es war wie ein herbes Abschiednehmen. War doch ein braver Junge, der Clüver. Dazu ein Kerl, der im Handgemenge zehn Franzosen zermalmt hätte, groß und breit-schulterig. Ich weiß nicht, wie mir plötzlich der Einfall kam: ein großes Ziel für eine Kugel!

Das Donnern und Lösen nahm zu. Wir merkten, daß wir mit

jedem Schritte näher an eine große Schlacht gerieten.

Um unsere Köpfe entstand plötzlich ein Geräusch, als ob Tausende zugleich den Laut „Fisch!“ kurz und fauchend ausstießen.

„Was ist denn das?“ schrie mein Vordermann. Dabei drehte er sich um. Blut floß ihm von der Stirn in den Bart. Er ließ sein Gewehr fallen und stürzte mir vor die Füße.

Jetzt wußten wir, was es bedeutete.

Ich fühlte plötzlich einen bitteren Geschmack auf meiner Zunge und spürte heftigen Durst.

„Laden und sichern!“ klang der Befehl.

Wir taten es in Hast während des Laufens. — Unwillkürlich war unser Schritt hastiger geworden, als ob uns eine innere

Macht zwänge, schneller auszuweichen. Um unsere und summt es immer heftiger und lauter. Drüben, in einem nahen Walde versteckt, der sich an einem Lichte hange hinaufzog, lag der Gegner. Alle Augenblicke

mir und zur Seite raden. Die vordere verlor wie auf ein zwei Offiziere, einen Augenblicke dem Entstehen, nur einen

„Vorwärts, bleiben!“ tönte unseres Hauptmanns Stimme uns Mut trauen ein.

Wir waren am Schuß. Wir ziel. Die Sonne gegen das Gesicht dem grauen Himmel vom Walde her gegenwärtig, ich ganze Hagelwolken entgegenzuweisen.

Der Tod mäht, fühlung nehmen wie auf dem Feld, kamen die Befehle, ich habe da blutige

nants gesehen, die standen mit heißen Augen im Augen

wären sie auf dem Mandoverfelde.

Ordonnanzoffiziere kamen auf schaumbedeckten Gesichtern und überbrachten Befehle.

Plötzlich klang über unsere Köpfe hin das Signal vor die Front!

Und gleich darauf folgte das Sturmsignal in seinem aufreizenden Tonreihe. — Die Trommeln schmetterten

Sturmangriff. Ein „Hurra!“ wie von Wahnsinnigen aus dem Mund

brach aus unseren Kehlen. In jedem hatte sich eine Wut aufgespeichert, und wir alle fühlten es wie ein

Wut, daß wir nun heimzahlen konnten. Im Laufschritt

es nun gegen den feuerpeinenden Hügel heran. Unsere



Schweizerische Truppen an der Grenze beim Herstellen von Straßen.



Beobachtungsposen der Artillerie.



Handgranate. Phot. Fuchs, Berlin. (Mit Text)

Regen in der Faust voran. Das begeistert auch den
heften. Solche Männer wiegen ganze Truppen auf.



Als einer
der ersten fiel
unser Major.
Wie wir spä-
ter erfuhren:
Kopfschuß.
Stumm roll-
te er vor un-
sere Füße.
Ein Wutge-
schrei aus un-
seren Kehlen
war sein
Grabgesang.
Ich war völ-
lig abge-
stumpft ge-
gen alles,
was um mich
her vorging.
Eine Bat-
terie preuss-
ischer Artil-
lerie unter-
stützte unse-
ren Sturm-
angriff. Wir
hörten hin-
ter uns nun
das „Bum-
Bum“, und
sahen Sand-
säulen am
Waldrande
ausspritzen.

„aus dem Schützengraben komm' ich heraus!“
ernannt mit selbstgefertigtem Winterumhang u. Anleiwärmern.
Rache! Rache!“ Das war nur noch der einzige Gedanke,
unseren Hirnen brannte.
Ich sah mich nach Jan Gläver um. Er war noch dicht an
meiner Seite. Wir waren fast heran. Der Gegner schoß wie
vor uns, aber wir vorwärts, hinaus! — Meine Vordermänner
einer nach dem anderen in den Sand.
Vorwärts — halt, nieder!“ Die Kommandos waren kaum
nehmbar. Jan Gläver und ich waren am weitesten vorn.
Wald schien ein feuerspeiender Schlund. Es hagelte
um uns wie von Schwärmen eiserner Bienen.
Vor uns lag ein Gebäude: eine Försterei oder so etwas
des. Aus allen Of-
fen und Mauerluten
schoss. Im näch-
sten Augenblicke schon wa-
ren wir tot.
Nur ein Kopf
einem der Fenster-
lichter wurde, ha-
tte eine deutsche Salve
in ein. Mancher sah
wieder hervor.
Jemand schreit jemand
Namen. Instinktiv
sich um. Da sieht
manrecht am Boden
steht mich aus vergla-
ten Augen an. Seine
bewegen sich, ich
kann nichts verstehen.
Ein hölzernes Tor hält
auf. Gewehr herum,
den Kolben dagegen
drückt, noch einmal,
noch einmal, dann gibt
es. Meine eigene
Gewehr stößt mir Grauen
ein. Ich aber bringe in
den Raum. Sechs, acht
Wunden gegen mich
sich renne einem das
zwischen die Rip-
pen, steche wie toll
hin. Wie im Traume
sich, daß meine Na-

meraden hinter mir nachdrängen. Unser Hauptmann sticht einen
Kerl nieder, der eben sein Gewehr gegen meinen brennenden
Kopf abdrücken will.

Aus den Fenstern hängen ein paar weiße Lappen.
„Pardon! Pardon!“ heult es von oben, aber aus dem Haus-
flur schießen sie noch immer.

„Vorwärts, Leute, drauf!“
Also rein in die verfluchte Hölenbude. Eine enge Treppe
führt nach oben. Weiß Gott, woher ich die Kraft nehme.

Gewehr unterm Arm stürme ich hinauf und fühle weichen,
elastischen Widerstand. Menschentörper! Zwei Rothosen sinken
vornüber und liegen wie Mehlkörner auf meinem Raden. Ich fühle
mehrere Sti-
che in meinen
Oberschenkel
dringen.

„Wie man
einen Hasen
spießt!“ Ich
weiß nicht,
woher mir
inmitten all
dieser Greuel
der schreckli-
che Vergleich
in den Sinn
kommt.

Dann — ja,
dann weiß ich
nichts mehr.
In meinen
Ohren ein
Klingen, eher
friedlich als
aufregend.

Ich fühle
mich ange-
nehm schläf-
rig und sinke
um. Ich weiß
nicht, was
dann wurde.

Als ich nun das erste mal erwachte, war mir, als träumte ich von
einem Haifisch, der sich in meinem rechten Bein festgebissen hatte.
Zugleich merkte ich aber, daß ich in einem Wagen lag, der ziem-
lich schnell fuhr, denn die Chausseebäume flogen nur so vorbei. —

Es umfing mich wieder eine tiefe Ohnmacht.
Beim zweiten Erwachen lag ich in einem Lazarett und fühlte



Sicherung der Schützengräben durch Drahtnetz
vor Handgranaten.



Heißbares, wohlverproviantiertes Blockhaus auf dem westlichen Kriegsschauplatz. (Mit Text.)

brennenden Durst. Das Schlafbedürfnis war aber so stark, daß ich gleich wieder die Bestimmung verlor.

Und dann kam der Tag, den ich nie vergessen werde.

Die Sonne mußte mir ins Gesicht geschienen haben, oder hatte mich der Schmerz im Bein erweckt?

Ich hob zum ersten Male mit vollem Bewußtsein den Kopf und sah mich um und sah an mir selbst hinab.

Und da — Tränen der Freude schossen mir in die Augen — da lag auf meiner Brust das schlichte Kreuz von Eisen.

Da faltete ich in Ergebung und Dankbarkeit die Hände um und betete inbrünstig für mein heiliges, herrliches Vaterland und seine tapferen Söhne.

Kartoffelbrot.

Von F. Köhler.

(Nachdruck verboten.)

Der Krieg hat zahlreiche und tiefgehende Umwälzungen im wirtschaftlichen Leben hervorgerufen. Eine sehr wichtige ist diejenige, daß laut Verfügung der deutschen Reichsregierung dem Roggenbrot Kartoffeln zugelegt werden dürfen. Dieses neuentstandene Brot hat der Volksmund bereits „Kriegsbrot“ genannt. Wenn nun bei dieser Benennung zunächst wenig erfreuliche Gedanken austauschen, so soll der Zweck dieser Zeilen der sein, solche Gedanken zu verschreiben und darzutun, daß das neuentstandene Kriegsbrot dem bisherigen Roggenbrot in keiner Weise nachsteht.

Die Bezeichnung Kriegsbrot ist sehr alt, denn sie entstand bereits im Mittelalter, und zwar zu den Zeiten, wenn Hungersnot im Lande gährte oder langjährige Kriege die Felder und Ernten verwüsteten. Damals war das Kriegsbrot von sehr schlechter Qualität, denn es wurde ihm alles Mögliche zugelegt, und gehacktes und gemahlenes Stroh waren nicht die geringsten Bestandteile, die diesem Brot beigemengt wurden. Aber zwischen den damaligen Zeiten und heute liegt eine lange Entwicklungsperiode, die nach allen Seiten hin, und nicht zuletzt in der Lebensmittelbranche, gehörig ausgenutzt wurde. Die Lehre von der Ernährung hat riesige Fortschritte gemacht, und sie nimmt in der modernen Wissenschaft einen bevorzugten Raum ein. Das heutige Kriegsbrot besitzt denselben Nährwert wie das gewöhnliche Roggenbrot, und es ist lediglich aus der Tatsache heraus entstanden, daß wir in diesem Jahre über einen ganz gehörigen Überschuß von Kartoffeln verfügen. Da es nebenher mit der Getreideeinfuhr während des Krieges hapert, muß am Getreide gespart werden, und die Kartoffel dient dazu, einen Ausgleich zu schaffen.

Die deutschen Behörden haben bestimmt, daß Roggenmehl, aus dem Brot gebaden wird, einen zwanzigprozentigen Kartoffelzusatz erhalten darf. Den Vädern ist also gesetzlich erlaubt, bis zu dieser Höhe Kartoffeln dem Roggenmehl beizufügen, und solches Brot muß dadurch kenntlich gemacht werden, daß den Brotlaiben ein „K“ aufgedrückt werden muß. Das Roggenbrot darf demnach jetzt aus einem Fünftel Kartoffeln und vier Fünfteln Roggenmehl bestehen. Auch das Weizenmehl darf durch Zusatz vermehrt werden. Es ist deshalb eine fünfundsiebzigprozentige Mehlausbeute vorgeschrieben, und leistungsfähige Mühlen können sogar größere Mehlmengen ausmahlen. Dem Weizenbrot können mindestens zehn Prozent Roggenmehl beigemengt werden, und dadurch werden an der Backware in Geschmack, Befeuchtigkeit und Aussehen nichts geändert. Die deutsche Regierung will durch diese Verordnung erreichen, daß alle Schichten der Bevölkerung gleichmäÙiges Weißbrot erhalten, und daß die Bäckereien ihren Kundenpreis gleichmäßig beibehalten. Der Weizenmehlpreis ist erheblich höher als derjenige des Roggenmehls, und indem letzteres in gleichen Mengen dem Weizenmehl beigefügt werden soll, will man einer Verschwendung von Weizenmehl vorbeugen. Das Weizenmehl findet übrigens in Süddeutschland eine ungleich größere Anwendung als in Norddeutschland, wo der Verbrauch von Roggenmehl prozentual viel stärker ist als in Süddeutschland.

Als es bekannt wurde, daß der Zusatz von Kartoffeln zum Roggenmehl staatlischerseits zugelassen ist, drängte sich zunächst die Frage nach dem Nährwert der neuen Zusammensetzung auf. Man glaubte nämlich, daß dieser von nun ab beträchtlich beeinträchtigt würde. Die aus Mehl bereiteten Nahrungsmittel enthalten nämlich sehr viel Nährbestandteile, die unter dem Namen „stickstofffreie Substanz“ bekannt sind, und die Stärke nebst verschiedenen Zuderarten darstellen. Das Roggenmehl enthält etwa 69,66 Prozent solcher Substanzen, während sich deren Gehalt im Weizenmehl auf 74,68 Prozent beläuft. Das Maismehl, das in Deutschland weniger bekannt ist, bei den südlichen Völkern, den Italienern und Spaniern, aber eine sehr große Rolle spielt, enthält 68,60 Prozent stickstofffreie Substanz. Das Kartoffelmehl hingegen enthält beinahe ebensoviel stickstofffreie Substanz wie das Weizenmehl, nämlich 71,4 Prozent, ist also nahrhafter wie Roggenmehl und Maismehl. Das beweist, daß das Kartoffel-

mehl als ein vorzügliches Nahrungsmittel anzusprechen ist, ist das Kartoffelmehl pro Doppelzentner etwa acht Mal so nahrhaft als das Roggenmehl.

Bezüglich ihrer Ausnützung, die sie im Körper besteht zwischen dem Roggenmehl und dem Kartoffelmehl, nahe kein Unterschied. In neuerer Zeit hat man bei der Fett als Entfettungskur „Kartoffelfuren“ eingeführt. Man nun meinen, daß der Genuß von Kartoffelmehl zu einer Ernährung führen und damit eine allgemeine Abmagerung des Körpers in Verbindung zu bringen wäre. Dem ist jedoch so. Der Körper der Kartoffel setzt sich aus einzelnen Zellen zusammen, und jede Zelle besteht aus einer Zellwandung, der nährnde Bestandteil, das Stärkemehl, eingeschlossen mit nun das Stärkemehl von den Verdauungsäften angereichert und durch sie dem Aufbau des Körpers zugeführt werden müssen die Zellwandungen erst gesprengt werden. Bei der Kartoffelfur werden die Kartoffeln in der Schale gekocht, die Zellwandungen schütt. Sie werden nicht gesprengt, und stillt zwar den Hunger, erschließt aber den Inhalt der Zellen der Verdauung. Darum magert man ab, und diejenigen, so sehr den „Kartoffelfuren“ das Wort reden, sollen sich eine besonders berücksichtigen, damit sie belehrt werden, nicht einerlei ist, in welcher Form die Kartoffel genossen wird.

Beim Kartoffelmehl wird die Zellwandung schon durch den Prozeß der Mehlbereitung auf mechanischem Wege gelöst, und die hierbei etwa nicht gesprengten Zellen bei der beim statfindenden Verdampfung des Wassers aufgeschloffen. Ihr Inhalt im weitesten Umfange dem Angriff der Verdauungsäfte bloßgelegt. Diese letzteren führen das Stärkemehl in Dextrin und dann in Zucker über, der im Körper durch den Verbrauch an anderen Stoffen herabzusetzen und bei Oxidation eine beträchtliche Wärme zu entwickeln, wodurch besonders im Winter das Kältegefühl herabgemindert wird. Verwendung von Kartoffelmehl zur Herstellung von Brot, daher auch vom physiologischen Standpunkt aus als vollkommen einwandfreies Verfahren zu bezeichnen. Im geschichtlichen sind eingehende Versuche angestellt worden, bei es sich zeigte, daß das „Kriegsbrot“ nicht nur schmackhaft und haltbar, sondern in hohem Grade auch bekömmlich und verdaulich ist. Was die Schmachthastigkeit anlangt, so mag die Tatsache auch dem Laien schon einleuchten, denn jeder, der wohl schon Kartoffelmehl genossen, sei es in der Form von Kartoffelknollen, wie Sandorten, oder in einer anderen. In der sogenannten „Wiener Bäckerei“ wurde bis jetzt in weitestgehendem Maße Kartoffelmehl benutzt. In Frankreich, Italien benutzt man das Kartoffelmehl auch zur Herstellung von Nudeln und Makkaroni. Auch isländischer Sago und unser deutsches Kartoffelsago wird hauptsächlich aus Kartoffelmehl hergestellt.

Die Stadt Dessau dürfte wohl das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, mit der Beimischung von Kartoffeln zum Roggenbrot den Anfang gemacht zu haben. In vielen Kreisen wird behauptet, daß das mit Kartoffelmehl vermischte Brot mancherlei Nachteile zeige, dagegen das Brot, dem ein Prozentiaß von gekochten Kartoffeln zugelegt wird, einen ausgezeichneten Geschmack sowie auch gute Haltbarkeit. Das Roggenbrot, das über fünfundsiebzigprozentigen Kartoffelzusatz verfügt, kann zu Prozent billiger verkauft werden als das reine Roggenbrot.

Zu gewöhnlichen Zeiten wird ein Viertel der deutschen Roggenenernte an das Vieh verfüttert. Die Roggenverfütterung in diesem Jahr noch stärker werden und die Brotverfütterung Bevölkerung gefährden. Um dies zu verhüten, wird das Füttern von Brotgetreide in diesem Jahr verboten. Bei dem dem wirtschaftlichen Bedürfnis kann den kleinen Bauern ge raten werden, selbsterzeugten Roggen an das eigene Vieh zu verfüttern, wenn sie es nicht anders erhalten können. Das Verbot ist zu kontrollieren, es wird aber dadurch erleichtert, daß Futtermittel — Kleie und Gerste — zu niedrigen Preisen Verfügung gestellt werden. So hofft man, daß man mit dem Rat an Getreide in Deutschland ein ganzes Jahr auskommen

Volksbräuche am Himmelfahrtstage

Von Alfred Wello.

(Nachdruck verboten.)

Der Mai ist gekommen, Frühlingsahnen durchzieht das Herz, glücklich in Lust und Wonne atmen wir des klaren Lust und wärmen uns in des Frühlings goldblenden Sonnenstrahlen. In diesen Tagen huldigten die alten Germanen ihrem Gott Freya, und der Himmelfahrtstag galt selbst bei heidnischen Völkern als heilig. Da wurden in feierlichen Zügen die Fluren umgangen und man flehte zu den Göttern, daß ein günstiger Saaten- und Erntestand die Felder besegne. Diese Flurumgänge haben sich in manchen Gegenden

auf den heutigen Tag erhalten. Im Königreich Sachsen, Mecklenburg und Ostpreußen, geschehen diese Vorträge im Reigen der Prozessionen schon zu Ostern. Man nennt dort diese Prozessionen die zu Pferde unternommen werden, das „Saatreiten“. In anderen katholischen Gegenden kennt man am Himmelfahrtstage noch solche Fuhrgänge. In Italien feiert man schon den Vorabend dieses

Begierbild.



Wo ist der Hirte?

kirchlichen Festtages, und es prägt sich gerade in dieser Feier die gläubige und leicht für zeremonielle Feierlichkeiten empfängliche Gemütsstimmung des Italiens aus. Das Volk hält an dem Glauben fest, daß Christus am Vorabend des Himmelfahrtstages vom Himmel herniedersteigt und die Erde segnet.

In der Campagna beleuchten die Hirten ihre Hütten, ähnlich wie die Bewohner der italienischen Städte ihre Häuser und Loggien, jede Veranda und jeden Balkon mit Lampions zu der gleichen Feier schmücken. Die Kirchentüren aber tragen als Schmuck rotweißes Tuch

denen Behängen, und in gleicher Weise sind die Pfeiler der Kirchenhallen ausgeschmückt. Deutschland herrscht der Glaube, daß am Himmelfahrtstage die blaue Wunderblume, die den Weg zum Eingang dieser Berge zeigt. Wer diese Wunderblume findet, gelangt vom Vergesseneingang aus zu ewigen Schätzen. Blumenpflücken ist daher die schönste der an diesem Feiertage die Dorfjugend pflegt. Jede Pflanze hat da seine besondere Bedeutung. Man schmückt man die Wohnräume, und manch Blumenstängel setzt sich die junge Maid aufs Haupt, um so dem Frühling zu huldigen. Im Harz sammelten die Mädchen früher das Harzstrauch und sangen dazu:

„Den Allermannsharnisch, das böse Kraut,
Das hab' ich gefunden und bin doch nicht Braut.“

Stadtwald bei Frankfurt a. M. pflückte man am Himmelfahrtstage die Knollen des Aconitabes. Bis vor einigen Jahren zog man dort in den Wald, um diese Wunderpflanze zu finden, die man aber jetzt am Himmelfahrtstage pflücken mußte, um ihre Wunderkraft nicht verlieren. Der Knollen des Aconitabes gab die Zukunft an und schützte, den Kindern in die Hand gelegt, vor bösen Geistern. Ein Gebräu aus dem Saft der Pflanze sollte ein Zauberkraut sein, um neue Jugendkraft zu verleihen, aber auch gegen Zahnschmerz, gegen Magenbeschwerden kannten viele kein besseres Mittel.

Der schönsten Sitten am Himmelfahrtstage pflegte man es vor einigen Jahren in der Rheingegend. Die Brunnen der rheinischen Ortschaften mußten zu diesem Feiertage geschmückt sein. Das war ein Freudenfest für jung und alt. Der gleich einem Wagenrad große Brunnenkranz, aus grünem und buntem Blumen gewunden, wurde mit bunten Girlanden verziert und von der Jugend durch die Stadt getragen. Der Brunnen erhielt seinen Kranz, und vor jedem Hause sang die Kranzträgerin und ihre Begleiter ein Lied an.

Bergfarnkraut sind die eigentlichen Himmelfahrtspflanzen. In Schwaben sammelt sie die Jugend in ganzen Sträußen und damit die Kirchen, wie auch die Wohnungen und Ställe. Die Bergfarnkrautblume besitzt im Volksglauben die Kraft, Haus und Hof gegen Blitzgefahr zu schützen. In der Pfalz pflückte man statt des Bergfarnkrauts den Waldmeister. Aber auch diese Sitte ist heute leider verloren, und nur in Rheinsberg in der Mark, dem Musensitz des Großen, feiert man gegenwärtig noch am Himmelfahrtstage das Möstefest. Man sucht an diesem Tage das Waldkraut, dort Möste genannt, um damit die Kirche zu schmücken. In den bayerischen Erzgebirgen hängt man noch mit Beharrlichkeit diesem volkstümlichen Brauch. So ist es auch am Himmelfahrtstage. Bis zum Jahre 1824 feierte man hier vom Montag bis zum Himmelfahrt in Annaberg das Gregoriusfest.

Das war ein Fest der dortigen Lateinschüler. Am Montag morgen zogen die Schüler mit Trommeln und Pfeisen zur Reveille aus und darauf folgte um 7 Uhr ein festlicher Umzug durch die Stadt. Voran zog die Musik, nur aus Geigen bestehend, und in feierlichem Zuge folgten die Lateinschüler mit ihren Lehrern. Zwei Stunden schritt man durch die Straßen, um sich dann nach dem Theateraal im Rathaus zu begeben. Man spielte entweder eine Oper oder ein deutsches Lustspiel. Die Darsteller waren Primaner und Sekundaner der Lateinschule. Abends war Zapfenstreich.

Lustiger ist im Hanauischen das Kugelhoppensest am Himmelfahrtstage. Der Kugelhopp, in Österreich nennt man ihn Kugelhupf, ist ein Gebäck, von dem an diesem Tage jeder in der dortigen Gegend verzehrt. Die Dorfjugend erfreut sich am Nachmittag mit Wettspielen aller Art, und jeder Preisträger erhält als Lohn einen „Kugelhopp“.

Selbstverständlich spielt an einem Feiertage der Küchenzettel auch eine besondere Rolle. In Frankreich trägt man am Himmelfahrtstage Geflügel auf. In Deutschland gibt es kein besonderes Fleischgericht für diesen Feiertag. Kräutersuppen, die man an diesem Tage genießt, nennt man in Schlesien Himmelfahrtssuppen, während man ihnen zur Osterzeit den Namen Frühlingsuppen gibt. In Österreich bädert man Himmelfahrtssuppe oder Christstuden. Er unterscheidet sich von sonstigen Suppen nur dadurch, daß er ein Kreuz aus Marmelade oder Pflaumenmus besitzt. Im Holsteinischen ist der wohlhabende Landmann zu Himmelfahrt die erste junge Gans, und Himmelfahrtssuppe nennt sich ein Gebäck, das man für diesen Feiertag in Holland zubereitet.

Gute Menschen?

Wie oft hören wir im gewöhnlichen Leben über irgend einen Menschen das Urteil: „Er ist ein guter Mensch,“ und als Ergänzung wird hinzugefügt: „Der tut keiner Fliege etwas zuleide.“ Es ist nicht einmal ganz klar, ob dieses Urteil ein unbedingtes Lob in sich schließt, denn es wird häufig begleitet von einem fast mitleidigen Lächeln. Das sagt uns, was unter „gut“ in diesem Sinne verstanden wird, es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als „gutmütig“. Gutmütige Menschen aber sind keineswegs immer auch wahrhaft „gute“ Menschen. Gutmütig sein, heißt immer nachgeben, keinem etwas zuleide tun, mit allem zufrieden sein, was es auch sei und wie es auch sei, bei Versehen anderer ein Auge, auch wohl gelegentlich beide Augen zudrücken und im übrigen . . . die Welt ruhig ihren Gang gehen lassen.

Aus dieser Erklärung ergibt sich von selbst, daß es häufig gerade die gutmütigsten Menschen sind, die am schlechtesten vorwärts kommen. Sie verstehen nicht, ihre Rechte wahrzunehmen und zu verteidigen, sie lassen sich geduldig von anderen das Fell über die Ohren ziehen, ja, sie können sogar mit ansehen, daß ihnen selbst und anderen unrecht geschieht, ohne sich dagegen zu wehren. Sie handeln aber so nicht aus einer bestimmten Überzeugung heraus, sondern ganz einfach aus — Bequemlichkeit! Sie lassen sich nicht gern durch irgend etwas aus ihrer Ruhe bringen, und das Ertragen eines Unrechtes kostet sie weniger Überwindung als der kraftfordernde Versuch, sich dagegen zu wehren. Diese Art der Gutmütigkeit hat mit wahrer Güte eigentlich wenig zu tun. Wahre Güte ist das Abelszeichen echter Menschlichkeit. Sie ist aber durchaus vereinbar mit einem lebendigen, handelnden, wachen Sinn. Wahre Güte läßt nicht unterschieds- und bedingungslos alles so gehen, wie es eben geht, sondern sucht selbst handelnd in den Gang der Geschicke einzugreifen, weil das Überwältigen einer Schwierigkeit, eines Hemmnisses, eines Widerstandes oft der bessere Weg ist, als das geduldige Ertragen. Wahre Güte kann vor allem kein Unrecht mit ansehen, ohne daß sich ihr innerstes Wesen dagegen auflehnt. Wenn wir statt der vielen „gutmütigen“ mehr entschlossenen handelnde Männer und Frauen hätten, so würde in der Öffentlichkeit manches Unrecht nicht begangen werden können.

Nicht gutmütige Menschen brauchen wir, sondern solche, die mit aller Kraft nach dem höchsten Ziele streben, das der ringenden Menschenseele gesteckt ist: ein in Wahrheit „guter“ Mensch zu werden! Der gute Mensch wird sicher in einem Falle mit milder Hand eine Wunde schließen, mit edler Verhältnlichkeit unwürdigen Zank und Zwietracht aus der Welt zu schaffen suchen, aber wo es not tut, auch mit freier Stirn kühn und mutig dem Unrecht entgegenzutreten und mit ihm kämpfen bis aufs Blut. Das heißt: gut sein!

Gertraud Westphal.

Unsere Bilder

Handgranate. Während des Russisch-Japanischen Krieges wurden zum ersten Male roh verfertigte Handgranaten verwendet, die auf den Gegner geschleudert wurden. Jetzt hat die Technik diese furchtbare Waffe

im Kistkampf verbessert, und eine große dänische Fabrik stellt diese vom Ingenieur Rajen erfundene Handgranate her, die mit Kugeln gefüllt ist und beim Auftreffen auf dem Boden explodiert. Sie besitzt einen eigenartigen Sicherheits-Mechanismus: Beim Abschleudern bleibt eine 10 Meter lange Schnur in der Hand des Schleuders zurück, die erst nach Ablauf, also erst nach 10 Metern, die Sicherung aufhebt, und nun erst die Granate explodierbar macht. Ein Fall vor dem Ablauf der Schnur würde die Granate noch nicht explodieren lassen, so daß der schleudernde Soldat durchaus sichergestellt ist.

Ein heizbares wohlverproviantiertes Blockhaus auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aber die Fortschritte, die die deutschen Soldaten im Laufe des Krieges auf dem Gebiet des Baues von Unterkunftshäusern gemacht haben, berichtet der schweizerische Oberst Karl Müller folgendes: Die Bereitstellungsstellungen sind große, gut ausgestattete, heizbare Blockhäuser mit Beleuchtungseinrichtungen. In der Vervollkommnung ihrer Bequemlichkeit und Innenausstattung wird, im Bestreben, Gesundheit und Wohlbefinden der Mannschaft zu fördern, fortwährend weitergearbeitet. Das Lagerstroh wird nach Möglichkeit erneuert und durch Strohstäbe und Papierschneißelstäbe ersetzt. Unterstände und Blockhäuser sind ausnahmslos gut geheizt. Außer den von der Heeresverwaltung gelieferten Öfen findet man zuweilen aus Backsteinen und Lehm von den Mannschaften selbst erbaute Öfen, die sich ausgezeichnet bewähren. Aus den Balken im Innern der Blockhütten spritzen jetzt, durch die Wärme getrieben, viele grüne Zweige und Blätter. Die Natur selbst sorgt so für den Innenschmuck der Soldatenwohnungen.

Väterchen's Kriegsfreude. Ein auf dem westlichen Kriegsschauplatz kämpfender Offizierstellvertreter erhielt als reizende Überraschung von seiner Familie das obige Bild, mit dem ihm die Ankunft eines allerliebsten Zwillingspaars angekündigt wurde. Der Regimentskommandeur und mehrere Offiziere teilten die Freude des glücklichen Vaters, indem sie sich sofort bereit erklärten, die Patenstellen bei den Zwillingen zu übernehmen.



Väterchen's Kriegsfrunde. (Mit Text.)

den könne, da er die Geschütze derart angreife und verfehle, nach jedem dritten oder vierten Schuß gereinigt werden müßten. Die Engländer hätten gern Turpinit verwenden wollen, mußten davon absehen, da ihre Kanonen dabei explodierten.

Gemeinnütziges

Beizblechgeschirre wieder wie neu zu machen. Man
asche mit gewöhnlichem Öl, so daß sich eine Art Brei bildet; dann
man das Gefäß und läßt es einige Minuten liegen. Dann

Fleisch, das werden will, auch Geflügel, wird sehr mürbe, sobald man Rothen oder Braten Weinrebe beilegt.

Am tose Meßer
zulitten, mische man
pulverisiertes Salz
Teil pulverisierten
fülle damit die
Griff, erhitze das
der Klinge richtig
drücke es fest in d

Erdbeerranten
mehring bleiben
als durchaus nötig
Nach dem Abtrennen
die Ableger auf ein
res Beet mit Kompost
Ruhung oder auf
ernutetes Mistbeet

Der Hecht hält in
und Juni mit Vorliebe
Krümmungen und
gen der Ufer auf, wo
bei der Strömung

vier Fuß tiefem Wasser lauert. Er spürt dort den laichenden Aiteln usw. nach, ist aber meist vollauf gesättigt, so daß es für ihn an die Angel zu bekommen.

Der Reiz des Spielzeuges liegt in der Seelenbeziehung zwischen Kind und Spielzeug. Zu viel Spielzeug regt nicht an, sondern stumpft oberflächlich und begehrllich; das Kind findet bald alles gleichgültig.

Allerlei

Im Wartesaal. „Sie trinken Sie kein Bier, wenn Sie 's eilig haben!“ — „Ist 's so schlecht?“ — „Nein, im Gegentheil, exquisit, ich habe schon drei Büg' versäumt!“

Das Bringen der ersten Kartoffeln nach Sachsen. Kurfürst Christian von Sachsen hatte im Jahre 1591 den Landgrafen Wilhelm von Hessen, der ein Freund des Gartenbaues und im Besitz vieler seltener Pflanzen war, gebeten, ihm einige außergewöhnliche Samereien zu senden. Dies that der Landgraf und schrieb zugleich, daß er dem Kurfürsten auch ein vor einigen Jahren aus Schwesland gekommenes Gewächs nenne, welches Taratouphi heiß und schöne, wohlriechende Blüten trage. Unter der Erde aber erzeuge es viel Wurzeln, die, wenn sie gekocht würden, die oberste Schale lösten und wohl zu essen wären. Man tut auch eine Brühle daran und sieße sie in Butter. Daraus geht hervor, daß die Zubereitungsweise der Kartoffeln bereits vor dreihundert Jahren in Deutschland bekannt war. &

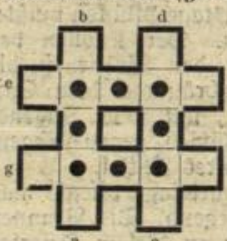
Stinkbomben und Gasgeschosse. In den Tagesberichten der obersten Heeresleitung war verschiedentlich die Rede davon, daß die Franzosen oft Geschosse verwenden, die beim Explodieren in den Schützengraben durch Entwicklung giftiger Gase die umstehenden Truppen töten. Derartige Stinkbomben wurden schon im Altertum gebraucht. In China schleudert man noch heute Töpfe, die mit gaserzeugenden Brennstoffen gefüllt sind, mittels hoher Stöcke unter die Feinde, um ihnen die Luft zu verpesten. Die Engländer gebrauchten dann im Sudan und im Burenkriege Geschosse von ähnlicher Wirkung. So trieben ihre Lydditgranaten z. B. die Buren bei Paardeberg aus ihren letzten Schlupfwinkeln. Diese mit Pikratpulver gefüllten Sprenggranaten sind durch die gewaltige Explosion und die Giftigkeit der hierbei entwickelten Gase die furchtbarste Waffe des Kriegs, denn sie töten in einem Umkreis von 200 m alles was Odem hat. —

In Frankreich machte in den 80er Jahren der Chemiker Turpin viel von sich reden, namentlich durch sein Melinit, einen aus Piktrinsäure mit etwas Schießbaumwolle bestehenden Sprengstoff. Die jetzt von den Franzosen gebrauchte Sprengmasse wird nach ihm Turpinit genannt und dürfte ebenfalls Piktrinsäure zur Grundlage haben. Der Kriegsberichterhatter der angesehensten und verbreitetsten spanischen Zeitung, „MC“, Javier Bueno, sah, wie er in seinen Erlebnissen in der Frankfurter Zeitung schreibt, bei Epernay einen deutschen Schützengraben, in dem alle Soldaten durch die Gasausströmungen des Turpinit getötet waren und völlig unverwundet noch in Schutzstellung an der Böschung lehnten. Ein französischer Offizier erzählte ihm, daß dieser Explosivstoff nicht zu jedem Schuß gebraucht wer-

Glättel.

Du hast es überm Töpfer,
Gibst du ihm noch 'nen Kopf,
So wird ein Fest daraus,
Bringst du mir's wohl heraus?
Fritz Guggenberger.

Kombinationsaufgabe.



Setzt man die Buchstaben:
A, B, D, E, E, H, K, I,
N, N, N, N, O, O, R, R,
in die Helder vorstehender Figur
richtig ein, so ergeben sich vier
Wörter in folgender Anordnung:

a-b Eine Auszeichnung.
c-d Organe.
e-f Eine Naturerscheinung.
g-h Eine Hebevorrichtung.

Die um den Mittelpunkt ge-
legenen punktierten Quadrate
nennen einen männl. Vornamen.

Richard Böcke.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogrifhs: Rose, Roje.
Des Zahlenträffels: Heidelberg, Birmingham, Kunersdorf, Bilschheim, Adrianopol, Ansburg, Alegenfurt, Düsseldorf, Rorrlöping, Gindens

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.